

Kommunikationsberufe im sozialen Wandel

Theoretische Überlegungen zur Veränderung institutioneller Strukturen erwerbsorientierter Kommunikationsarbeit

Kerstin Engels

Der Aufsatz diagnostiziert zunächst Potenziale und Grenzen der Erklärungsmodelle einer publizistikwissenschaftlich basierten Kommunikatorforschung. Als Problem wird deutlich, dass neu entstandene und entstehende Tätigkeitsfelder von „Berufskommunikatoren“ bisher lediglich als randständiges Phänomen, d. h. als an den Rändern ausfransender Journalismus begriffen werden. Demgegenüber wird eine Forschungsperspektive vorgeschlagen, die berufssoziologische Ansätze innerhalb eines institutionentheoretischen Rahmens rekonstruiert. Zentral ist hier die Vorstellung von Beruflichkeit als institutioneller Struktur im sozialen Wandel. Theoretische Orientierungsmarken einer solchen Forschung wären dann die sich ausprägenden institutionellen Strukturen der beruflichen Form von Medienkommunikation. Sie lenken den Blick auf die Sinnhorizonte und Geltungskontexte von Kommunikationsberufen und begreifen sie als verstetigte Handlungsmuster im Mediensystem. Von berufsförmigen Strukturen ist dann auszugehen, wenn spezifische Muster von Erwerbshandeln im Medienbereich von anderen unterscheidbar sind, indem ein institutioneller „Eigensinn“ zu beobachten ist.

Keywords: Kommunikatorforschung, Berufskommunikator, Kommunikationsberufe, neue Medienberufe, Berufssoziologie, Wissenssoziologie, Strukturierung, Institutionenanalyse, Medienproduktion, Qualifikation

Mit der Ausdifferenzierung und der Expansion von Berufsfeldern im Medienbereich hat sich ein interessantes Forschungsfeld eröffnet. Seit „Medienberufe“ aus politisch-administrativer Sicht zum Hoffnungsträger für die Lösung von Arbeitsmarktproblemen (vgl. Dostal 1998) und zum Faktor im Wettbewerb von Wirtschaftsstandorten geworden sind, befassen sich zahlreiche Studien mit der Beschreibung von Qualifikationsprofilen oder sozialstatistischen Erhebungen.¹ Die hauptsächlich angewandte Forschungsstrategie besteht dabei in der empirischen Rekonstruktion von Aufgabenschneidungen, Tätigkeitsfeldern und Qualifikationen.

Für solche Untersuchungen fehlt aber bislang ein befriedigendes Modell, mit dem sich Erwerbsarbeit innerhalb der Strukturen von Medienkommunikation begreifen ließe. Die folgenden Überlegungen skizzieren diesen Forschungsbereich als im Schnittpunkt der beiden Dimensionen liegend, die in dem Kompositum angelegt sind: Ein Kommunikationsberuf ist einerseits als eine Tätigkeits- und Qualifikationsschablone für die Produktion öffentlichkeitswirksamer Aussagen zu verstehen. Er bildet andererseits einen Bezugspunkt für die Verständigung im Kontext von Arbeits- und Erwerbshandeln.

1 Dazu zählen außer den Erhebungen des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit vor allem die Untersuchungen von Lutz Michel (siehe dazu den Beitrag in diesem Heft). Darüber hinaus existiert eine Reihe weitgehend unverbundener Studien zur Erkundung von Qualifikationsprofilen und Tätigkeitsfeldern. Vgl. u. a.: European Business School (2001); CDI Deutsche Private Akademie für Wirtschaft (2000); Engels (2000); Hummel (1998); Kühlwetter (1998).

Um zu klären, welche Perspektive daraus für die Untersuchung neuer Kommunikationsberufe zu gewinnen ist und welches analytische Instrumentarium dafür zur Verfügung steht, werden im folgenden Abschnitt zunächst die Angebote der Kommunikatorforschung geprüft. Die Erklärungskraft ihrer bisherigen Ansätze erweist sich dabei als zu schwach, um die gegenwärtigen Entwicklungen angemessen zu bewältigen. Das Ziel des anschließenden Gedankengangs ist es daher, zu einer Auffassung von Kommunikationsberufen auf einer berufssoziologischen Basis zu gelangen. Dafür ist allerdings zunächst eine Aktualisierung des Berufsbegriffs selbst erforderlich, so dass die Argumentation zu einer institutionentheoretischen Reformulierung der Kategorie ausholt, um sie für die künftige Forschungspraxis fruchtbar zu machen.

1. Kommunikatoren im Mediensystem

Unter kommunikationswissenschaftlichem Blickwinkel stellt sich mit der Entwicklung neuer Tätigkeitsfelder im Medienbereich die Frage, welcher Art die damit jeweils verbundenen publizistischen Leistungen sind. Hier ist „Medienberufsforschung“ daher bei allem Facettenreichtum und Richtungsstreit traditionell als Erforschung journalistischer Berufsfelder verankert. Die Entwicklung neuer Berufsfelder stellt sich unter dem kritischen Blick der Journalismusforschung dann zwangsläufig als Ausweitung, Ausdifferenzierung oder Entgrenzung journalistischer Berufsfelder dar (vgl. Altmeppen 2000).² Jenseits der notwendigen definitorischen Abgrenzung von Journalismus scheinen jedoch zunehmend auch integrierende Konzepte erforderlich zu werden, in denen neue Tätigkeitsfelder – „Info-Broker“, um ein Beispiel zu nennen – überhaupt mit erfasst werden können.³

Für eine integrative Perspektive auf das Berufsfeld Medienkommunikation bietet sich eigentlich der klassische Begriff des „Kommunikators“⁴ an, der alle diejenigen Akteure im Mediensystem meint, die aktuelle öffentliche Aussagen produzieren. Maletzke bezog sich dabei auf „jede Person oder Personengruppe, die an der Produktion von öffentlichen, für die Verbreitung durch ein Massenmedium bestimmten Aussagen beteiligt ist, sei es schöpferisch gestaltend oder selektiv oder kontrollierend“ (1963: 43).⁵ Böckelmann leitet davon einen Begriff professioneller Kommunikatoren ab, der neben Journa-

-
- 2 Vgl. etwa Neubergers Hinweis auf das „heikle definitorische und empirische Problem (...), journalistische Angebote von pseudo- und protojournalistischen Angeboten“ zu trennen (2000: 17).
 - 3 Auf begrifflicher Ebene schlägt sich das nieder in der Verwendung von Oberbegriffen, die Journalismus mit umfassen, wie beispielsweise „Informationsberuf“ (vgl. Götzenbrucker 2000: 49), „Berufskommunikatoren“ (vgl. Dernbach 1998), „Kommunikationsberuf“ (vgl. Altmeppen 1999: 84) oder auch „Medien-Professionist“ (Hummel 1998: 71).
 - 4 Vollständiger wäre es, auch von KommunikatorInnen zu sprechen – im Sinne erleichterter Lesbarkeit wird jedoch im Folgenden davon abgesehen.
 - 5 Das Wirkungsmodell Harold D. Lasswells: „Who says what to whom with what effect“ lieferte bekanntlich diese terminologische Kategorie der Kommunikationswissenschaft. Trotz früher Kritik (vgl. Merten 1974) wird dieser Begriff bis heute verwendet. So moniert beispielsweise auch Rühl, Kommunikator sei ein „ziemlich unsozialwissenschaftliche(r) Kollektivsingular“ (1989: 257), betrachtet ihn jedoch gleichwohl als in der „Communications Community“ nun mal etabliert (ebd.). Nicht durchgesetzt hat sich z. B. die Unterscheidung von Langenbucher (1974/75), der „Mediatoren“ als professionelle Aussagenübermittler und „Kommunikatoren“ als deren Quellen aufgefasst hat.

listen auch „Verleger, Intendanten und PR-Fachleute bzw. Mitarbeiter von Pressestellen“ (1993: 25) einbezieht. Trotz der so implizierten Möglichkeit, ihn weiter zu fassen, wird der Begriff des Kommunikators seit Maletzkes Theorie der Massenkommunikation jedoch weitgehend mit Journalistinnen und Journalisten gleichgesetzt; somit ist Kommunikatorforschung als Teil der Kommunikationswissenschaft primär Journalismusforschung bzw. Journalisten-Forschung (vgl. Böckelmann 1993: 22).⁶ Je nach Verortung und Forschungsziel geht es also um *journalistische* Professionalität, Legitimität, Rollen(selbst)bilder oder Sozialisation.

Die *Beruflichkeit* dieser Gruppe von Kommunikatoren steht vor allem im Zentrum einer alten Debatte, die sich in den Koordinaten „offener Berufszugang“ auf der einen und „Qualitätssicherung“ auf der anderen Seite bewegt.⁷ Diese Diskussion wurde vor allem unter dem Gesichtspunkt der „Professionalisierung“ geführt (vgl. Neverla 1998). Das Potenzial professionentheoretischer Überlegungen wurde beispielsweise für Untersuchungen zur Berufsethik, aber auch zu Berufspolitiken im Sinne typischer Aufwertungs- und Monopolisierungsstrategien genutzt.⁸ Mit ihren Forderungen nach einer Sicherung journalistischer Qualitätsstandards durch formalisierte Aus- und Weiterbildungswwege mündete die Professionalisierungsdebatte in die Einrichtung hochschulgebundener Journalismusstudiengänge (vgl. Schneider 1990), die neben das Volontariat als betriebliches „Anlernsystem“ (Weischenberg 1990: 13) und die Journalistenschulen traten.⁹

Der Berufsgedanke spielt auch in der neueren Journalismusforschung eine Rolle, wenn beispielsweise die Entwicklung von Tätigkeitsfeldern und Qualifikationen im Online-Journalismus untersucht wird (vgl. Altmeppe u. a. 2000). Folgt man allerdings einer Systematik, die Christoph Neuberger für eine Forschungsübersicht zum Online-Journalismus entwickelt (2000), so tritt Beruflichkeit als Erklärungsansatz stark in den Hintergrund. Auf der Basis der dort vorgenommenen Differenzierung von Analysedimensionen erhält der „Berufszusammenhang“ (a. a. O.: 37) einen Nischenplatz in der Journalismusforschung.¹⁰ Nicht darunter fallen die Tätigkeiten und die Qualifikationen

6 Zu den Gegenständen und Interessenlagen der Kommunikatorforschung vgl. Böckelmann (1993: 21 – 43) und Pürer (1997).

7 Siehe dazu etwa Weischenberg (1990). Mit der Frage des offenen Berufszugangs sind wiederum zwei Argumentationsmuster verknüpft: die demokratietheoretische Perspektive der publizistischen Freiheit sowie die Vorstellung des Begabungsberufs im Sinne der von Dovifat proklamierten „publizistischen Persönlichkeiten“ (1968: 51).

8 Vgl. z. B. Requate, der für seine historische Untersuchung den Begriff der „informellen Professionalisierung“ (1995: 398) in diesem Sinne verwendet.

9 In diese Diskussion um die Offenheit des Berufszugangs und „Professionalisierung“ hat Langenbucher die klassischen Professionalisierungskriterien eingeführt. Dazu zählen u. a. die Existenz einer Berufsorganisation, Orientierung des beruflichen Handelns an einem Ethik-Code, spezifische Vor- und Ausbildung, Kollektivitätsorientierung, Gewinn von Sozialprestige (vgl. dazu Böckelmann 1993: 522, zum Professionalitätskonzept s. Abschnitt 2). Mit der Akademisierung verschob sich das Diskussionsfeld hin zu Ausbildungsinhalten, vor allem den Gewichtungen von Theorie und Praxis sowie von instrumentellen Qualifikationen und der Rolle von Reflexions- und Orientierungswissen.

10 Neuberger unterscheidet drei Analysedimensionen der Journalismusforschung (vgl. 2000: 28): eine deskriptive, die sich mit journalistischen Angeboten und den Merkmalen der Berufsgruppe befasst, eine evaluative, die sich auf Leistungen und Funktionalität des Journalismus richtet und schließlich eine normative, die den organisatorischen Arbeitszusammenhang einerseits und den Berufszusammenhang andererseits erfasst. Mit dem Berufszusammenhang des Online-

von Journalisten sowie der organisatorische Arbeitszusammenhang einschließlich seiner Qualifikationsanforderungen. Im Unterschied zu einer solchen Engführung wird im Folgenden davon ausgegangen, dass ausgeübte Tätigkeiten, tatsächliche und erwartete Qualifikationen sowie empirisch zu erfassende organisatorische Differenzierungen in Arbeitsrollen mit zu den konstitutiven Elementen eines institutionentheoretisch angelegten Berufskonzepts zählen. Eine Reduktion der Fragestellung auf den Ausschnitt von berufsethischen Normen und die subjektive Auffassung von Berufsrollen bzw. beruflichem Selbstverständnis wäre aus einem berufssoziologischen Blickwinkel, wie dem hier vorgeschlagenen, nicht aussagekräftig genug.

Mit der Fokussierung auf den Journalismus geht ein systematisches Problem der Kommunikatortheorie einher, das mit dem Entstehen von neuen Kommunikationsberufen offensichtlich wird, „deren vorherrschendes Merkmal darin besteht, öffentlichkeitswirksame Leistungen zu produzieren“ (Altmeppen 1999: 71). Vom Journalismus aus betrachtet ergibt die Analyse, dass sich Berufs- und Tätigkeitsfelder professioneller Kommunikatoren ausdehnen, ausdifferenzieren und dass Abgrenzungen entlang der Kriterien des Journalismus ihre Trennschärfe verlieren. Neue Tätigkeitsfelder werden folglich als defizitär qualifiziert.¹¹ Zum Thema wird so lediglich die Randständigkeit als Abweichung vom journalistischen Normaltypus. Die Kommunikatorforschung untersucht publizistisch relevante Tätigkeitsfelder dann primär in ihrem Verhältnis zum Journalismus, wie dies lange Zeit im Bereich Public Relation der Fall war,¹² oder lässt sie weitgehend unbeachtet, wie etwa das Berufsfeld Werbung. Der Grund für die Konzentration auf die Berufsgruppe der Journalisten ist nahe liegender Weise ihre hervorgehobene Rolle für die politische und kulturelle Selbstverständigung demokratischer Gesellschaften, d. h. die Funktion des Journalismus für die politische Meinungs- und Willensbildung.¹³

Eine Möglichkeit, dieses systematische Problem zu umgehen, wäre eine Einklammerung der normativen Seite. Sie ließe sich aus einer Praxis begründen, die Böckelmann als „bescheidene“ Kommunikatorforschung (1993: 21) identifiziert, weil sie sich auf die Erforschung der „Berufsgruppe und Berufspraxis der Kommunikatoren“ (a. a. O.: 23) beschränkt.¹⁴ Bescheiden ist an dieser Kommunikatorforschung, dass sie den medialen Zu-

Journalismus ist die Frage gemeint, inwieweit sich „berufliche, das heißt redaktionsübergreifende Normen herausbilden, die den besonderen Bedingungen des Internet angepasst sind“ (2000: 37 f.). Dies sind „handwerkliche“, in Lehrbüchern kodifizierte Regeln sowie berufsethische Normen, die sich beispielsweise durch organisierte Einrichtungen der Selbstverständigung herausbilden. Zum Forschungsfeld ‚Online-Journalismus als Beruf‘ zählen dann außer solchen Fragestellungen von Qualitätsstandards und des beruflichen Selbstverständnisses auch die sich verändernden Berufsrollen.

11 Probleme, die in diesem Zusammenhang benannt werden, sind z. B.: Kommerzialisierung, Zielgruppenorientierung, die Gefährdung redaktioneller Autonomie durch Marketinggesichtspunkte, Fiktionalisierung, Boulevardisierung. Darauf hinaus geht es um die Frage der journalistischen Funktionen im Kontext von ‚computer mediated communication‘ (vgl. die Übersicht bei Scholl/ Weischenberg 1998: 261-275).

12 Ein Beispiel dafür ist die ältere Diskussion, in der Öffentlichkeitsarbeit als „subsidiärer Journalismus“ (Kunczik 1988: 240) problematisch wurde (vgl. dazu Bentele 1997).

13 Vgl. dazu auch die Grundsatzkritik von Saxer (1997).

14 Im Sinne einer solchen bescheidenen Forschung benennt Böckelmann Dimensionen der Kommunikatorforschung, die für die Formulierung von Untersuchungsfragen zur Strukturierung eines neuen Berufsfeldes hilfreich sind, weil ihnen ein – allerdings nicht expliziertes – Berufskonzept zugrunde liegt (a.a.O.: 25 f.) Dazu zählen u. a. Arbeitsmarktentwicklung, Ausbildung

sammenhang des beruflichen Handelns unberücksichtigt lässt. Eine solche Herangehensweise entspricht weitgehend der bisherigen Forschungspraxis im Bereich der nicht-journalistischen Kommunikationsberufe. Unter kommunikationswissenschaftlichen Aspekten geht es jedoch mit einem deutlichen Verlust an Relevanz einher, wenn die Berufspraxis von Kommunikatoren untersucht wird, ohne ihre Handlungsziele (z. B. Kommunikationsabsichten) und die Bedingungen (z. B. medienökonomische oder medienrechtliche Zusammenhänge) einzubeziehen. Eine solche Vorgehensweise vernachlässigt insofern den Sinn und die gesellschaftliche Relevanz der untersuchten Tätigkeiten. In einer Formulierung von Säxer resultiert daraus die Mahnung: „Nur wenn die *Kommunikatorforschung* ihren Focus in Richtung einer integralen Produktionsforschung und zugleich der Totalität gesellschaftsrelevanter Kommunikationsprozesse öffnet, vermag sie längerfristig die entscheidenden Strukturen und Veränderungen ihres Gegenstandes zu erfassen.“ (1997: 52; Hervorh. i. Orig.).

Dafür wird jedoch eine erweiterte theoretische Perspektive benötigt, die es erlaubt, die gesellschaftlichen Dimensionen der Medienproduktion zu berücksichtigen, ohne sie von der empirisch-normativen Basis des Journalismus her zu begründen. Mit dem Ziel eines solchen Perspektivenwechsels soll im nächsten Schritt die Möglichkeit ausgelotet werden, den Gegenstand berufssoziologisch zu konzipieren. Dafür werden zunächst die traditionellen Denkrichtungen der Berufssoziologie skizziert. Dieses Spektrum wird dann an einen institutionentheoretischen Diskurs angeschlossen, um schließlich die Beruflichkeit von erwerbsmäßiger Kommunikationsarbeit als Institution im sozialen Wandel zu begreifen.

2. Beruf als sozialwissenschaftliche Kategorie

Als gesellschaftliches Konzept steht „Beruf“ auf einer Schnittstelle von Vorstellungen und Auseinandersetzungen über Arbeitsmarktentwicklungen und Erwerbsformen, Sozialisation und Qualifikationserwerb, Integration und Segmentation. In solchen Auffassungen lassen sich wiederum unterschiedliche Interessen identifizieren: Aus der Sicht der Arbeitskraftnachfrager (Arbeitgeber) sind dies z. B. Themen wie Personalrekrutierung und Personalentwicklung, aus der Perspektive der Arbeitskraftanbieter (Erwerbstätige) etwa Berufszugänge und Qualifizierungswege.

Die soziologischen Vorstellungen darüber, was die unterscheidenden Merkmale eines Berufs sind, variieren mit den jeweiligen theoretischen Standorten. Grob werden die folgenden Denkrichtungen unterschieden.¹⁵ Eine *religiös-idealistiche* Tradition zeichnet sich durch Bezugnahmen auf latent religiöse Erklärungsmuster im Sinne göttlicher „Berufung“ aus. Dieses Muster hat sich bis heute in der Gegenüberstellung von qualifiziertem Beruf und unqualifiziertem „Job“ erhalten (vgl. Dostal u. a. 1998: 438).¹⁶ Seit den

und Berufsweg, berufliche Anforderungen, Rekrutierungspraxis, Status, Professionalisierungsprozesse, Berufsauffassungen etc.

¹⁵ Zur Übersicht vgl. Voß 1994: 128-131; Bolte u. a. 1988: 43-47; Neuloh 1973: 13-18; Hesse 1972: 18 ff.

¹⁶ Im Konzept der Berufung schwingen als komplementäre Elemente Aufgabe („officio“) und Pflicht („ethos“) mit. Marx’ Kritik der industriellen Arbeitsteiligkeit und Entfremdung lässt sich als säkularisierte Fassung einer solchen Denkweise verstehen, die den subjektiven Wert sinnerfüllter Arbeit hervorhebt. Auch die frühe Berufssoziologie konservativ-kulturkritischer Prägung beklagt unter dem Eindruck von Industrialisierung und Taylorismus den Verlust ganzheitlicher, am Handwerkideal orientierter Tätigkeit.

späten 50-er Jahren gewann mit Parsons der amerikanische *Strukturfunktionalismus* stark an Einfluss und prägte auch die deutsche Berufssoziologie (vgl. Neuloh 1973; Daheim 1970). Berufe werden hier als soziale Positionen und Ausdruck gesellschaftlicher Differenzierung und Erfüllung notwendiger Funktionen verstanden. Berufsformige Differenzierung beruht auf einem spezifischen, in modernen Gesellschaften dominierenden kulturellen Wertmuster, ist charakteristisch für das gesellschaftliche Teilsystem ‚Wirtschaft‘ und wird durch technische Entwicklung und Wissenszuwachs angetrieben.¹⁷

Ein dritter Weg theoretischer Verankerung der Berufssoziologie wurde in den 70-er Jahren unter dem Einfluss *sozialkonstruktivistischer Annahmen* eingeschlagen. Demzufolge erscheinen Berufe als historisch kontingente „gesellschaftlich produzierte Handlungschancen“ (Hesse 1972: 32). Darin stimmt dieser Ansatz mit dem subjektorientierten Modell der 80-er Jahre überein, das die konstruktivistische Sichtweise mit mächt-kritischen Ansätzen verbindet (vgl. Beck u. a. 1980, Bolte u. a. 1988). Die Auffassung von Beruf als „Muster von Arbeitskraft“ (Bolte u. a. 1988: 39) geht von handelnden Subjekten und ihren gesellschaftlich geprägten Sinnhorizonten einerseits und den Interessen der beteiligten Akteure andererseits aus. Versucht wird dabei, die psychologischen, subjektbezogenen Elemente der älteren Tradition mit den von der funktionalistischen Theorie betonten überindividuell wirksamen Gesellschaftsstrukturen zu verbinden: „Die gesellschaftliche Bestimmung dessen, was als konkret nützliches Arbeitsvermögen (Arbeitsfähigkeit) gilt, kommt nämlich je nach Stand und Entwicklung der gesellschaftlichen Produktionsbedingungen verschieden zustande“ (Bolte u. a. 1988: 45).¹⁸

Von großer Bedeutung für berufssoziologisches Denken sind weiterhin zahlreiche Übergänge zu fachlichen Schnittstellen.¹⁹ Überschneidungen bestehen vor allem zu den soziologischen Teildisziplinen der Arbeits-, Industrie-, Betriebs- und Organisationssoziologie (vgl. Hack 1994; Schimank 1994). Einen solchen Übergang von der Industrie- zur Berufssoziologie bildete etwa die vor dem Hintergrund der Automatisierung geführte Diskussion um „Dequalifizierung“ und „Requalifizierung“ als Folgen von Arbeitsteiligkeit und Mechanisierung (vgl. Kern/ Schumann 1977).²⁰

17 Bei dem kulturellen Muster und den Wertorientierungen des wirtschaftlichen Teilsystems handelt es sich um das „universalistic-achievement pattern“, einer universellen Leistungsorientierung also (vgl. Parsons 1952: 182-191). Die mit beruflichen Positionen verbundenen Ungleichheiten hinsichtlich Status und Prestige sind so als Sachgesetzlichkeit durch die strukturelle Funktion der Positionsinhaber legitimiert. Diese strukturfunktionalistische Perspektive bildete lange Zeit das vorherrschende Paradigma berufssoziologischer Theorie, bis der Beruf vom Zentrum funktionalistischen Denkens in den Hintergrund getreten ist, indem das Prinzip der Arbeitsteilung unter dem Begriff des funktionellen Teilsystems zum „Konzept der sämtliche Lebensbereiche umfassenden funktionellen Differenzierung“ (Mayntz 1988: 11) ausgeweitet wurde.

18 Diese skizzierten Denkrichtungen beziehen sich auf die theoretischen Grundlagen der Berufssoziologie im engen Sinn. Daneben sind eine Reihe weiterer Forschungszweige für die Berufskategorie relevant. Zuzurechnen sind ihnen u. a. das Feld monografischer Berufsstudien, die Berufspädagogik, Teile der Sozialisationsforschung, außerdem die staatlichen Berufsstatistiken und die ebenfalls in der Arbeitsverwaltung verankerte Berufskunde (vgl. Voß 1994).

19 Hierzu zählen z. B. die Technik- oder Medizinsoziologie, Arbeitsmedizin und -psychologie, Arbeitswissenschaft, Ökonomie oder auch Ingenieurwissenschaften (vgl. Neuloh 1973: 18-21).

20 Ähnlich rückt Ende der 80-er Jahre das Thema der Arbeitsorganisation unter dem Oberbegriff der „systemischen Rationalisierung“ (vgl. Altmann u. a. 1986) - und damit der Theoriehorizont der Organisationssoziologie - als zentrales Problem industrieller Sozialstrukturen in den Mittelpunkt.

Vor allem zwischen der Professionenforschung und der Berufssoziologie bestehen vielfache theoretische Querverbindungen.²¹ Allerdings sind die Diskurse der Professionenforschung nicht mit denen der Berufssoziologie identisch. Verschiedene Konnotationen haben Berufe und Professionen bereits auf Grund ihrer unterschiedlichen kulturellen Entstehungskontexte.²² So wurde in Deutschland vor allem die amerikanische Diskussion der „professionalization“²³ aufgegriffen. Eine Forschungsperspektive, wie die im Folgenden vorgeschlagene, behandelt Fragestellungen der Professionenforschung prinzipiell als Spezialfall und betrachtet demgegenüber ‚Beruf‘ als das allgemeinere Konzept.

3. Ist die Berufskategorie obsolet?

Beruflichkeit, d. h. die beruflich verfasste Form von auf Erwerb gerichteter Arbeit, ist bereits empirisch und begrifflich problematisch, seit Industrialisierung und Technisierung begannen, das Bild von Erwerbsarbeit zu bestimmen. Auch in der weiteren Entwicklung trug manches zu der Annahme bei, dass die Berufskategorie nicht (mehr) zur Beschreibung gesellschaftlicher Verhältnisse taugt: Die unter dem Eindruck der Automatisierung entwickelte These vom „Ende der Arbeit“ (Rifkin 2001) lässt sich hierfür anführen. Auch die Auflösung des Normalarbeitsverhältnisses stellt die sinnhafte Abgrenzung beruflich bestimmter Arbeitszeit von anderer Lebenszeit ebenso wie die Kontinuität einer durch berufliche Qualifikation gesicherten Lebensweise in Frage. Schließlich sprechen Thesen und Befunde zur gesellschaftlichen Pluralisierung von Lebenssti-

21 Auch in der Professionenforschung lassen sich mindestens drei Richtungen unterscheiden: 1. eine strukturfunktionalistische Sicht, die vor dem Hintergrund des technisch-wissenschaftlichen Fortschritts „Verberuflichung“ und „Professionalisierung“ als ein funktional legitimiertes Qualifizierungs- und Privilegierungs-Kontinuum modelliert (vgl. Wilensky 1972); 2. machtkritische Ansätze im Anschluss an Max Webers Begriff der „sozialen Schließung“, die die politischen Interessen und Strategien in Professionalisierungsprozessen in den Mittelpunkt der Analyse stellen (vgl. z. B. Johnson 1972); 3. die Untersuchung der Konstitutionsprozesse von Professionen auf der Basis des Symbolischen Interaktionismus (z. B. Freidson 1970). Diese Ansätze überschneiden sich teilweise mit den berufssoziologischen. So wird Professionalisierung vom handlungstheoretischen Standpunkt aus als planvoll gestalteter Aufwertungsprozess einer Gruppe interpretiert, die Strategien der Monopolisierung ihrer Arbeitsleistungen einsetzt, wozu auch die Kontrolle und Regulierung von Ausbildungen und Berufszugängen gehören, eine Theoretisierung, Spezialisierung und Akademisierung, die Entwicklung einer Berufsideologie und der Aufbau einer Organisation. Diese Perspektive ist wiederum für die deutsche Berufssoziologie fruchtbar gemacht worden (vgl. Beck u. a. 1980), vor allem im Hinblick auf die Analyse konkreter Berufspolitik: „Professionalisierung“ wird als komplexe Marktstrategie dargestellt, die nicht auf einer funktionalen Differenzierung beruht, sondern ein „strategisch-politisch zu interpretierender Prozeß (ist), in dessen Verlauf Berufsgruppen versuchen, in den Genuß der Vorteile der Professionen zu gelangen“ (Beck u. a. 1980: 81 f.).

22 Die sprachgeschichtlichen und fachspezifischen Begriffstraditionen erhellt Hesse 1972: 33-89. Hier wird auch der Versuch unternommen, in einer Übersicht die in der englischen und amerikanischen Literatur erfassten ‚professions‘ deutschen Berufsbezeichnungen gegenüberzustellen (a.a.O.: 39 ff.).

23 Hauptsächlich in der Bedeutung Geoffrey Millersons: „Professionalization is the process by which an occupation undergoes transformation to become a profession“ (Zitat bei Hesse 1972: 34).

len, zur Individualisierung und zur Bedeutung von Freizeit für eine Erosion der sozialen Allokationsfunktion von Berufsausbildung und beruflicher Stellung.

Ebenso werden die unter dem strukturfunktionalistischen Paradigma als für Industriegesellschaften allgemein gültig betrachteten Tendenzen zur Qualifizierung und Professionalisierung der Arbeit, begründet mit dem Argument der technischen Entwicklung und der Durchsetzung des universellen Leistungsschemas, längst als mehrdeutige und segmentierte Entwicklungen beschrieben (vgl. Dostal u. a. 1998). Damit erweisen sich die in der Berufssoziologie zeitweise dominanten Auffassungen, die Berufe als quasi sachgesetzlich adäquaten Ausdruck gesellschaftlicher Differenzierung betrachten, als ebenso problematisch wie die idealistischen Vorstellungen. Diskussionen über die Angemessenheit des Berufsbegriffs selbst oder über problematische Folgen des gesellschaftlichen Wandels für berufliche Strukturen und daraus resultierende Auflösungserscheinungen zeigen insofern, dass ein aktualisiertes Berufskonzept den kontingenten Charakter seiner Erscheinungsformen berücksichtigen muss. Die Analyse von Berufen im institutionellen Wandel ist nur sinnvoll, wenn sie die Historizität der Kategorie selbst einbezieht.

Das Konzept Beruf lässt sich auf diese Weise als Krisenindikator sozialen Wandels interpretieren. Bereits die humanistisch-idealistic geprägten Vorstellungen von Beruf sind in der Orientierung am vorindustriellen Handwerk und an der Einheit von Fähigkeit und Tätigkeit Reflexe der Industrialisierung. Die sozioökonomischen Bedingungen der „Warenform von Arbeitskraft“ (Beck u. a. 1980: 35) bilden dabei den Hintergrund, vor dem sich Beruf als Begriff und gesellschaftliches Phänomen überhaupt erst etabliert – als Gegenbegriff zu kritisierten Phänomenen der Dequalifizierung ebenso wie als Prozess von „Verberuflichung“ neuer Tätigkeiten und Qualifikationen (vgl. Beck u. a. 1980: 14 ff.). Die Historizität wird auch an gegenläufigen Tendenzen der Industrialisierung deutlich, die einerseits eine Entberuflichung bei der Bedienung von Maschinen, andererseits auch eine Verberuflichung mit der Entstehung mittlerer Qualifikationsniveaus im Bereich Forschung und Entwicklung mit sich brachte (vgl. Dostal u. a. 1998: 454). Als Teil des institutionellen Wandels von Beruflichkeit sind vor allem auch jene Entwicklungen seit dem Ende der 60-er Jahre zu verstehen, die als Diskrepanzen zwischen Bildung und Beschäftigung beschrieben worden sind (als „Dysfunktionalitäten“), und die als zunehmendes Problem der Arbeitslosigkeit großen Einfluss auf den Stellenwert und den gesellschaftlichen Charakter des Berufs hatten. Schließlich gehören auch die erwähnten Auflösungstendenzen von Beruf und Beruflichkeit in diesen Zusammenhang: Die Prozesse der Erwerbstätigkeit verlaufen in diskontinuierlichen Formen und der Zusammenhang von Berufsausbildung und Berufstätigkeit lockert sich zunehmend (vgl. a. a. O.).

Die Leistungsfähigkeit des Berufsprinzips lässt sich allerdings auch gerade unter den Bedingungen des Wandels heraus arbeiten. Dostal u. a. (a. a. O.) bauen einen solchen Argumentationszusammenhang auf, der einer institutionentheoretischen Denkweise nahe steht: Die Berufskategorie erfasst danach ein soziales Strukturprinzip, das eine Kommunikations- und Orientierungsgrundlage in der Arbeitswelt und somit den Maßstab und die Gestaltungsgrundlage für die Entwicklung von Qualifizierungsangeboten bildet. Darüber hinaus kann der Beruf als soziales Allokationsprinzip drohende Identitätsverluste in der nachindustriellen Gesellschaft mit zunehmenden Anforderungen an Flexibilität und Mobilität kompensieren und als stabilisierender Faktor in offenen Arbeitsformen wirken.

Ein soziologisches Berufskonzept, das vom Institutionenwandel ausgeht, kann auf diese Weise auch für die Untersuchung neuer Kommunikationsberufe den Bezugsrah-

men abgeben, ohne von traditionellen Arbeitsverhältnissen und -orientierungen ausgenommen zu müssen. Die typischen Merkmale von Kommunikationsberufen, wie unregulierte Zugänge, offene Arbeitsformen und flexible Organisationsstrukturen sollten sich dann in eine dynamisierte Auffassung integrieren lassen, die sie als institutionelle Strukturen von Tätigkeits- und Identitätskomplexen interpretiert.

Allerdings konstatieren eine Reihe von Autoren, dass Berufssoziologie als eigenständige Disziplin unter einem Theoriedefizit leide und sich seit inzwischen 20 Jahren in einem Dornröschenschlaf befindet.²⁴ Wenn empirische Fragestellungen aber auf diese für die Gesellschaft zentrale Kategorie verwiesen bleiben, sollte eine Aktualisierung der bisherigen Konzepte geprüft werden. Das Ziel der folgenden Überlegungen ist es, einen allgemeinen Rahmen zu schaffen, mit dem Berufe und Qualifikationen insgesamt besser als bisher modelliert werden können: als institutionelle Strukturen im sozialen Wandel.

4. Eine institutionentheoretische Rekonstruktion des Berufskonzepts

Um die Kategorie des Berufs über die oben skizzierten älteren Traditionen hinaus an aktuelle Entwürfe zurückzubinden und damit auch über den pragmatischen Umgang mit dem Begriff in der Berufsforschung hinauszugelangen, werden im Folgenden institutionentheoretische Elemente herangezogen. Das Ziel ist es, sich so einer begrifflichen Fassung anzunähern, die jenseits rein handlungstheoretischer Annahmen „Beruf“ als ein sozialstrukturelles Moment herausstellt, ohne aber dabei an die herkömmlichen strukturfunktionalistischen Ideen anzuknüpfen.²⁵

²⁴ Zu den Begründungen zählen (vgl. Voß 1994: 145 ff.; Daheim 1977: 2 f.; Hesse 1972: 2 ff.): das hohe ideologische Potenzial der berufssoziologischen Tradition, eine stark praxisorientierte Bearbeitung der Berufsthematik in ausdifferenzierten Spezialgebieten (z. B. Medizin- oder Rechtssoziologie), eine Konzentration von Forschungsaufgaben in staatlichen Instituten mit sozialplanerischen Aufgaben sowie nicht zuletzt die von Schelsky geprägte irrite Auffassung, dass „der moderne Mensch ... zu seiner Berufstätigkeit ein verhältnismäßig unproblematisches Verhältnis“ habe (1972: 25).

²⁵ Den Bezugspunkt bilden hier die *sozialen Institutionen*, die einerseits von *Organisationen* zu unterscheiden sind, andererseits von *politischen Institutionen*: Eine soziale Institution kann, muss aber nicht notwendig mit einer Organisation zusammenfallen (vgl. Lepsius 1995: 396; Rehberg 1997: 102). Institutionen können dabei einen stärkeren oder schwächeren Organisationsgrad aufweisen. Göhler weist darauf hin, dass es für die Analyse notwendig ist, politische Institutionen von sozialen zu unterscheiden, da man es bei ersteren „phänomenologisch zumeist durchaus mit eindeutig identifizierbaren Gebilden zu tun“ (1997: 25 Fn. 7) habe, wohingegen soziale Institutionen in wesentlich geringerem Maße als Entitäten oder Gebilde erkennbar seien. Demgemäß sind soziale Institutionen „relativ auf Dauer gestellte, durch Internalisierung verfestigte Verhaltensmuster und Sinngebilde mit regulierender und orientierender Funktion“ (a. a. O.: 28), wohingegen bei der Analyse politischer Institutionen die Aufgaben der Steuerung und der symbolischen Integration im gesamtgesellschaftlichen Rahmen im Vordergrund stehen (vgl. a. a. O.: 29 ff.). Die hier vorgetragenen Überlegungen nutzen Impulse, die seit den 90-er Jahren wieder auf das analytische Potenzial des Institutionenbegriffs zielen. Gemeinsam scheint diesen Ansätzen zu sein, dass sie die neo-institutionalistische Erfüllung des Begriffs nicht verfolgen und dass die als „kulturalistische“ Perspektive (Mayntz/ Scharpf 1995: 45) abgewertete Bezugnahme auf die Sinn- und Symboldimension wieder zum Tragen kommt. Zur weiteren Diskussion vgl. auch Weinert (1997); weiterhin die Beispiele bei Rehberg (1994: 49 – 52; 1997: 95 ff.) sowie Nedelmann (1995). Zu nennen sind auch das DFG-Schwerpunktprogramm „Theorie politischer Institutionen“ unter der Leitung von Gerhard Göhler und das von Karl-Siebert

4.1 Die wissenssoziologische Perspektive

Der erste Vorschlag, Berufe als soziale Institutionen zu betrachten, schließt an den wissenssoziologischen Sozialkonstruktivismus an.²⁶ Charakteristisch für soziale Institutionen ist hier ihre Doppelseitigkeit: Als Teil der Konstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeit innerhalb einer spannungsvollen Subjekt-Objekt-Dynamik werden Institutionen einerseits als Produkte gesellschaftlicher Praxis, andererseits als über Sozialisationsprozesse vermittelte Normen- und Wertgefüge verstanden. Für den vorliegenden Zusammenhang ist die Beschäftigung mit den jeweils gültigen gesellschaftlichen Wissensvorräten bedeutsam, mit dem „was in der Gesellschaft als ‚Wissen‘ gilt“ (Berger/ Luckmann 1999: 16), und zwar vor allem mit dem lebensweltlich gebundenen „Allerweltswissen“. Die Analyse institutionaler Ordnungen hat so von dem vortheoretischen „Rezeptwissen“ auszugehen, wohingegen komplexe theoretische Legitimationen dieser Ordnungen vor allem als „Stützkonzeptionen“ verstanden werden (a. a. O.: 112ff.; vgl. auch 16f.).

Für die Frage des Berufs als sozialer Institution ist in diesem Kontext aufschlussreich, inwieweit sekundäre Sozialisationsprozesse, zu denen der berufliche Qualifikationserwerb und die Übernahme einer Berufsrolle zählen, mit Institutionen und Wissen zusammenhängen. Je differenzierter eine Gesellschaft und ihre Institutionen und je spezialisierter ihre Wissensbereiche sind, desto mehr Gewicht erhält die sekundäre Sozialisation gegenüber der primären. Berufliche Sozialisation beruht auf Arbeitsteiligkeit und der damit einhergehenden Distribution von Wissen.²⁷ Sie ist so als Internalisierung institutionalisierter Subwelten und deren normativer, kognitiver und affektiver Komponenten zu beschreiben. Berufliche Sozialisation richtet sich also auf den Erwerb rollenspezifischen Wissens und des Wissens über die dazu gehörenden Legitimationen.²⁸ Die hiermit zusammenhängenden Lernprozesse finden als formalisierte Interaktionen statt, weil sich die Wissensvermittlung von ihren individuellen Trägern löst. Wissen aus sekundärer Sozialisation besitzt daher einen schwächeren Wirklichkeitsakzent als Wis-

Rehberg verantwortete DFG-Projekt „Theorie und Analyse institutioneller Mechanismen“ (vgl. Lepsius 1995: 393 Fn. 1).

26 Vgl. zum Folgenden „The Social Construction of Reality“ (Berger/ Luckmann 1966, hier zit. in der 16. Aufl. (1999) der dt. Fass.).

27 Die Distribution des gesellschaftlichen Wissensvorrats entspricht den Relevanzen der Rollenverteilung in einer Gesellschaft. So lässt sich allgemeines von rollenspezifischem Wissen, das in Abhängigkeit vom Grad der Arbeitsteiligkeit zunimmt, unterscheiden. Die Rollenanalyse bildet somit ein wichtiges Element eines institutionentheoretischen Berufsbegriffs. Rollen sind hier die institutionellen Repräsentationen und Vermittler zwischen verschiedenen objektivierten Wissensaggregaten, wobei jede Rolle ihr gesellschaftlich festgelegtes Wissenszubehör aufweist. Dieser Rollenbegriff lehnt sich an G. H. Mead an: Rollen als typisierte Handlungen repräsentieren so die Ordnung von Institutionen. Zentral ist die Rollenanalyse auch bei Parsons (vgl. 1952: 36 – 45), der sie im Sinne funktionaler Differenzierung ebenfalls bereits auf Berufsrollen anwendet.

28 Institutionalisierte Rollenmuster werden als Objektivationen erster Ordnung bezeichnet. Objektivationen zweiter Ordnung sind die Legitimationen der dadurch entstehenden institutionalen Ordnungen, in denen Bedeutungen zu „symbolischen Sinnwelten“, Begründungen und Rechtfertigungen (Berger/ Luckmann 1999: 98ff.) integriert werden. Auch diese Legitimationen sind wiederum historische Produkte menschlichen Handelns, wobei in komplexen und pluralisierten Gesellschaften „hauptamtliche Legitimatoren“ (a. a. O.: 126) als Deutungsexperten auftreten.

sen aus einer in höherem Maße affektladenen, weil personalisierten primären Sozialisation. Die Wirklichkeiten der sekundären Sozialisation haben so im Vergleich zur „natürlichen“, auf der Vertrautheit der ursprünglichen Identifikation beruhenden Wirklichkeit der primären Sozialisation „künstlichen“ Charakter. Eine Folge des geringeren Identifikationsgrades ist die rationalere und kontrolliertere Wissensvermittlung, beispielsweise durch die Entwicklung von Lern- und Lehrmethoden, durch institutionalisierte Initiationsprozesse (Noviziate), durch „künstliche“ Methoden der Wirklichkeitsakzentuierung, die die Identifikation mit Institutionen herstellen sollen und umso intensiver ausfallen, je mehr Konkurrenz auf dem Markt der Wirklichkeiten vorhanden ist, d. h. je pluralistischer eine Gesellschaft strukturiert ist. In Übertragung auf die Berufskategorie ist also beispielsweise zu bedenken, inwieweit die Rollendistanzen sekundärer Sozialisationsprozesse in Arbeitswirklichkeiten, die von offenen Arbeitsformen, Mobilität und Flexibilität geprägt werden, durch künstliche Wirklichkeitsakzentuierungen aufgefangen werden, welche Methoden also als Vehikel beruflicher Identifikation dienen und welche Legitimationsstrategien und Stützkonzepte dabei zum Einsatz kommen.

4.2 Institutionen als Sinn- und Symbolkomplexe

Für die institutionentheoretische Reformulierung des Berufsbegriffs sollen weiterhin zentrale Gedanken aus Giddens' „Theorie der Strukturierung“ sowie die institutionentheoretischen Modelle von Lepsius und Rehberg herangezogen werden.²⁹

Der erste Aspekt bezieht sich auf eine Ausdehnung und Abgrenzung von Institutionen innerhalb sozialer Räume. Giddens versteht unter Institutionen die räumlich und zeitlich ausgedehnten Praktiken innerhalb „gesellschaftlicher Totalitäten“ (1997: 69) und zielt damit auf ihre Dauerhaftigkeit und Lokalisierbarkeit. Die Bildung und Aufrechterhaltung von Institutionen wird durch rekursive Strukturen innerhalb einer „Dualität“ gesichert, die Strukturmomente und Handlungsmomente aufeinander bezieht. Eine soziale Struktur, die Resultat, Voraussetzung und Medium sozialen Handelns ist, grenzt sich so als raum-zeitliche oder sinnvermittelte systemische Einheit von anderen ab. Daraus leitet sich die Forderung nach einer Kontextualisierung der sozialen Zusammenhänge ab, d. h. nach der Berücksichtigung ihrer räumlich-zeitlichen Bedingungen. Den Vorgang, mit dem die räumliche Dimension der Kontextualität eingeholt wird, bezeichnet Giddens als „Regionalisierung“ (a. a. O.: 171). Damit ist zunächst die Lokalisierung von Interaktionen an Orten gemeint, an deren physische Qualitäten als Interaktionsrahmen Sinnkonstitutionen gekoppelt sind, und denen somit großes Gewicht für die Stabilität sozialer Institutionen zugeschrieben wird. Darauf hinaus wird Regionalisierung verstanden als „das Aufteilen von Raum und Zeit in Zonen und zwar im Verhältnis zu routinisierten sozialen Praktiken“ (a. a. O.: 171). Merkmale solcher Regionen sind raumzeitliche Grenzen und Schwerpunkte sozialer Aktivität, wie z. B. Stundenpläne. Auch die Unterscheidung zwischen Arbeitszeit und Freizeit lässt sich auf diese Weise als regionalisierte Struktur interpretieren. In Übertragung auf ein Konzept von Berufen als sozialen Institutionen bedeutet dies, dass Arbeitsverhältnisse unter einem regionalisierten Gesichtspunkt untersucht werden müssen. „Kontextualisierung“ von Berufszusammenhängen bedeutet dann, ihre kulturelle Spezifität, Historizität und Lokalität in Rechnung zu stellen, statt die strukturellen Aspekte vom Kontext der berufsfor-

29 Vgl. zum Folgenden Giddens (1997); Lepsius (1997); Rehberg (1994; 1997).

migen Handlungen und ihren Bedeutungen zu abstrahieren. Arbeitszeiten und -orte, räumliche und zeitliche Abgrenzungen und Bedingungen von Erwerbstätigkeiten und Qualifikationen müssen somit als konstitutive Elemente beruflich formierten Handelns verstanden werden.

Obwohl die Institutionentheorie bei Giddens auf einem rekursiven Verhältnis zwischen sozialen Strukturen und Handlungen basiert, konzentriert sich die Analyse auf die *strukturellen* Momente sozialer Praktiken. Die Strukturmomente liegen in charakteristischen Sets von Regeln und Ressourcen, und sind „sowohl Medium wie Ergebnis der Praktiken, die sie rekursiv organisieren“ (a. a. O.: 77). Eine institutionelle Analyse zeichnet sich, Giddens folgend, nun dadurch aus, dass sie „Institutionen als fortwährend reproduzierte Regeln und Ressourcen thematisiert“ (a. a. O.: 430). Für das Vorhaben, in diesem Sinne ein Verständnis von Beruf als sozialer Institution zu gewinnen, sollten daher die Strukturierungsmodalitäten berücksichtigt werden, die den verstetigten Gebilden sozialer Praxis zu Grunde liegen. Es handelt sich dabei um drei Modalitäten: 1. um Interpretationsschemata, die unter Rückgriff auf gemeinsame Wissensvorräte die Regeln für sinnvolle Kommunikation bilden (Signifikation); 2. um Normen, die die Begründungszusammenhänge (Legitimation) formulieren und auf der Handlungsebene in Sanktionen umgesetzt sind; 3. um die „allokativen“ und „autoritativen“ Mittel zur Durchsetzung von Normen (Herrschaft).³⁰

Für das Verständnis, was der Bezug auf die Sinndimension in der Institutionenanalyse leistet, sind vor allem die Arbeiten Rehbergs hilfreich. Die Symbolizität wird hier als wesentliche Voraussetzung für die Stabilisierung sozialer Strukturen durch Institutionen herausgearbeitet: „Idealtypisch sollen als »Institutionen« solche »Sozialregulationen« bezeichnet werden, in denen Prinzipien und Geltungsansprüche einer Ordnung symbolisch zum Ausdruck gebracht werden“ (1994: 56). In symbolischen Repräsentationen konkretisiert sich eine Leitidee und setzen sich die Dauerhaftigkeit und „Eigennachrichtigkeit“ (a. a. O.: 58) ihrer Handlungsstrukturen durch. Institutionen bilden auf diese Weise die „kulturelle Form“ (ebd.) auf Dauer gestellter Verhaltensorientierungen und Interaktionen.³¹

Die drei Strukturierungsmodalitäten treffen sich mit den wichtigsten Koordinaten im analytischen „Eigenschaftsraum“ der Institutionen von Lepsius (1997: 62), in dem sich die Entstehung sozialer Ordnungsmuster als konflikthafter Prozess abspielt. Die symbolische Dimension der Leitideen oder Wertvorstellungen wird dabei sozial wirksam, insofern sie sich auf der normativen Ebene in überindividuell gültigen Handlungsmaximen ausprägt und somit Rationalitätskriterien für legitimes Handeln abgibt. Solche Rationalitätskriterien sind nur innerhalb bestimmter Geltungskontexte wirksam, d. h. innerhalb von auch raumzeitlich bestimmbaren Handlungsfeldern, für die die entspre-

30 Vgl. S. 81–88. Durch den Einsatz „allokativer Ressourcen“ entsteht Herrschaft über „Objekte, Güter oder materielle Phänomene“, während „autoritative Ressourcen“ Herrschaft über Personen oder Akteure generieren (a. a. O.: 86).

31 Gegenüber anderen Autoren wie Arnold Gehlen und Maurice Hauriou grenzt Rehberg das symbolisch aufgeladene Institutionenkonzept ab, indem er die historische Kontingenz des gesamten Institutionalisierungsprozesses betont, die die Durchsetzung von Normen und Orientierungen einschließt, welche an Leitideen ausgerichtet sind. Institutionen schaffen demzufolge die Fiktion einer Einheit, indem ein „Komplex normierender und handlungsbestimmender Orientierungen“ (a. a. O.: 68) sich nach außen gegenüber anderen Zusammenhängen abgrenzt und nach innen Widersprüche verarbeitet und auch verdeckt.

chenden Maximen Geltung haben. Auch nach Lepsius zeigt sich der Charakter einer sozialen Institution anhand der Sanktionsmacht innerhalb der Geltungskontexte, d. h. in der Durchsetzungskraft der an einer spezifischen Leitidee ausgerichteten Handlungskriterien gegenüber anderen.

4.3 Schlussfolgerungen für die berufssoziologische Perspektive

Was können diese Elemente der Institutionenanalyse zur Untersuchung von beruflich strukturierter Erwerbsarbeit beitragen? Zunächst machen sie deutlich, dass etablierte Berufe als raumzeitlich situierte soziale Muster konzipiert werden sollten, die *spezifische Sinnstrukturen* aufweisen, in denen sie als Erwerbsarbeit organisiert und legitimiert und in der Praxis durchgesetzt sind. Der Aufweis solcher Sinnstrukturen dürfte besonders dort möglich sein, wo sich berufliche Selbst- oder Fremdverständnisse artikulieren, reicht allerdings weit über berufsethische Fragen hinaus. Als in der beruflichen Praxis wirksame und durch sie konstituierte Schemata sind vor allem typische Tätigkeitszuschnitte zu begreifen, in denen die Inhalte der Tätigkeiten bzw. Arbeitsaufgaben organisiert sind. Solche Profile lassen sich dann nicht mehr rein funktional deuten, sondern müssen als kontingente Erscheinungsformen aufgefasst werden, die nur aus ihrem Entstehungszusammenhang heraus verständlich werden können. Von einem beruflichen Institutionalisierungsprozess kann nur dann ausgegangen werden, wenn er die Konstitution gemeinsamer Wissensvorräte für die beteiligten Akteure – Arbeitskraftanbieter und -nachfrager – umfasst. Zu unterscheiden ist dabei zwischen den spezifischen beruflichen Wissensvorräten, also Fähigkeiten und Fertigkeiten selbst, die als Voraussetzung für die berufsmäßige Ausübung der Tätigkeit betrachtet werden, und jener gesellschaftlichen Wissensbasis, die Berufen jeweils bestimmte Kompetenzen zuschreibt. Für die Forschungspraxis ist auch bereits das Kriterium relevant, in welchem Maße sich einheitliche Tätigkeitsbezeichnungen als Kommunikationsgrundlage durchgesetzt haben, oder ob es für ähnliche Tätigkeitskomplexe viele unterschiedliche Bezeichnungen gibt.

In den Zielen und Anforderungen bei der Ausübung dieser Tätigkeiten, in denen die Rechtfertigungen für Spezialisierungen und Aufgabenschneidungen zum Ausdruck kommen, wird vor allem ihr *normativer Aspekt* deutlich. Die wichtigsten Sanktionsmöglichkeiten bilden die Formalisierung der Qualifikationsanforderungen durch Bildungsabschlüsse und die damit verbundene Kontrolle der Berufszugänge. Solche Kodifizierungen werden z. B. von Verbänden, Ministerien oder Kammern sichergestellt. Die Analyse der ökonomischen und politischen *Machtverhältnisse* und Interessendurchsetzungen bei der Etablierung von beruflichen Strukturen muss somit den Blick auf die daran beteiligten kollektiven Akteure lenken, wie z. B. Bildungsträger und berufspolitisch relevante staatliche Einrichtungen, Wirtschaftsverbände, aber auch Unternehmen und Organisationen, die Arbeitskraft benötigen, sowie Gewerkschaften.

Als wichtiges Bindeglied zwischen individuellen Arbeitsaufgaben und ihrer berufsförmigen Institutionalisierung können dabei komplexe *Arbeitsorganisationen* betrachtet werden. In den arbeitsteiligen Abläufen verstetigen sich betriebliche Organisationslösungen, wodurch sich routinisierte Aufgabenbündel von einzelnen Personen ablösen und zu „Arbeitsrollen“ werden. Solche organisationsspezifischen Muster sind noch keine beruflichen Strukturen, jedoch eng mit ihnen verknüpft: Zum einen bilden organisatorische Arbeitsrollen möglicherweise typische Aufgabenkomplexe aus, die nicht auf eine Organisation beschränkt bleiben, sondern in ähnlichen Organisationen ähnlich strukturiert sind, was den Ausgangspunkt für eine berufliche Institutionalisierung bilden kann. Umgekehrt passen sich Arbeitsorganisationen an bereits verbreitete Fähig-

keitsschablonen an, um die Qualifikationen von Arbeitskräften möglichst gut nutzen zu können. Vermittelt über die Eigenstrukturen von Arbeitsorganisationen (die selbst als Regel-Ressourcen-Komplexe in den Dimensionen von Sinn, Normen und Herrschaft zu verstehen sind) wird so ein Teil des rekursiven Prozesses bei der Institutionalisierung von Berufen deutlich. Die institutionenanalytische Untersuchung von Berufen sollte den arbeitsorganisatorischen Zusammenhang also in dieser Weise berücksichtigen. Wenn in bestimmten Tätigkeitsfeldern beispielsweise individuelle Lösungen in den Arbeitsorganisationen überwiegen, „ganzheitlich“ strukturierte Arbeitsabläufe oder unklare Verantwortungsbereiche die Regel sind, so wären das Indikatoren dafür, dass sich bislang wenig berufliche Strukturen ausgebildet haben.

Schließlich sei noch auf einen weiteren Aspekt der wissenssoziologischen Perspektive für die institutionenanalytische Untersuchung von Berufen verwiesen. Auch die berufliche Sozialisation und der dazugehörige Wissenserwerb können als Teil der rekursiven Strukturierungsprozesse aufgefasst werden. In *Ausbildungsinhalten und Ausbildungsformen* manifestieren sich einerseits konkrete, aber bereits typisierte Anforderungen an die Fähigkeiten und Fertigkeiten, das Wissen und die Kenntnisse der Erwerbstätigen. Andererseits wirken die so konstituierten Qualifikationsbündel und die damit verbundenen Wertbezüge normierend auf die Tätigkeitsfelder zurück. Die Art des Wissens und die Formen des Wissenserwerbs im Zusammenhang mit bestimmten Erwerbstätigkeiten können somit ebenfalls Aufschluss über die Existenz beruflicher Muster geben. So ist es sinnvoll, die Betonung von Universalqualifikationen (Schlüsselqualifikationen), Lernfähigkeit und Kommunikationsvermögen als eine Kompensation von sich stark wandelnden oder unklaren Qualifikationsstrukturen zu interpretieren, vor allem wenn demgegenüber fachliche Qualifikationen nicht eindeutig formuliert werden können. Die Formen wiederum, in denen spezifisches Wissen und soziale Orientierungen erworben werden – ob z. B. in Praktika oder im Rahmen von Ausbildungsordnungen, innerhalb von Arbeitsorganisationen oder in speziellen Ausbildungseinrichtungen – lassen sich hinsichtlich ihrer berufsnormierenden Kraft als unterschiedlich stark einstufen.

5. Beruflichkeit als institutionelle Struktur im sozialen Wandel

Ein starkes theoretisches Element in diesen Institutionenkonzepten liegt darin, dass sie den gesellschaftlichen Wandel akzentuieren. Berger/ Luckmann verstehen ihn als empirische Veränderung, die sich aus dem Wechselspiel subjektiver und objektiver Momente der Wirklichkeitskonstruktion ergibt und sich im gesellschaftlichen Wissensvorrat des routinisierten Alltags, in den institutionalisierten Rollengefügen und symbolischen Kontexten, manifestiert.³² Rehberg integriert systematisch eine historisch-genetische Analyse, die Prozesse der Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung in Phasen der Entstehung, Konsolidierung, Erhaltung, Transformationen und Auflösung von In-

32 Nur ergänzend sei angefügt, dass auch bei Giddens der zeitliche Aspekt bereits in der Dualität der Struktur angelegt ist. Die zeitliche Ordnung der routinisierten Alltagswelt kennzeichnet er in Anlehnung an Lévi-Strauss als „reversible Zeit“, d. h. als Wiederholungen, als Fließen ohne Ziel. Die reversiblen Praktiken wiederum sind ebenso Voraussetzung wie Ergebnis der *longue durée* der Institutionen (1997: 89). Das Problem des institutionellen Wandels berührt insofern das Verhältnis der zeitlichen Ordnung der Alltagspraxis zu historischen Entwicklungsprozessen.

stitutionen unterscheidet (1994: 77–80). Sozialer Wandel ist danach vor allem ein Wandel von Deutungsschemata, den Rehberg unter den Vorzeichen der Verflüssigung von Symbolwelten und der „Gleichzeitigkeit differenter, traditionell unvereinbar erscheinender Symbolfelder und -schichten“ (ebd.) in einer medienvermittelten Gesellschaft interpretiert. Und auch Lepsius modelliert den Begriff der sozialen Institution als komplexe Dynamik und betont die Prozesshaftigkeit der Strukturen. Sozialer Wandel wird hier mittels der Analyse des Institutionenwandels, d. h. in der Neubildung, Stabilisierung oder Auflösung von Institutionen, überhaupt erst sichtbar (vgl. Lepsius 1997: 63–69).

Die Antwort auf die oben gestellte Frage, ob die Berufskategorie obsolet ist, kann damit präzisiert werden. Die Kategorie ist solange sinnvoll, wie sie als Bezugspunkt der gesellschaftlichen Verständigung über wie auch immer strukturierte Muster von Erwerbsarbeit noch Relevanz beanspruchen kann, der Beruf also in Diskursen über Arbeit eine – sich vielleicht wandelnde – Rolle spielt. Dies kann nach dem in Abschnitt 3 Gesagten unterstellt werden. Über die Frage nach der Relevanz der Kategorie hinaus, ist dann bei den einzelnen – kulturell und raumzeitlich spezifischen – Ausprägungen der Erwerbstätigkeit zu untersuchen, welche Grade beruflicher Institutionalisierung im oben diskutierten Sinne sie aufweisen.

6. Zur institutionellen Analyse von Kommunikationsberufen als Forschungsansatz

Den Ausgangspunkt bildete die Frage nach einem analytischen Instrumentarium für den Forschungsgegenstand „neue Kommunikationsberufe“, das über die publizistikwissenschaftlich basierten Erklärungsansätze der Kommunikatorforschung hinausgeht. In den vorangegangenen Abschnitten ist die Möglichkeit eines institutionentheoretisch reformulierten Berufskonzepts für die Berufsforschung allgemein abgeschätzt worden. Wie sich diese Forschungsperspektive speziell auf die Untersuchung der Strukturen von Kommunikationstätigkeiten im Medienbereich auswirkt, soll abschließend überlegt werden.

Von berufsförmigen Strukturen ist wie gezeigt dann auszugehen, wenn spezifische Muster von Erwerbshandeln im Medienbereich von anderen unterscheidbar sind, indem ein institutioneller „Eigensinn“ zu beobachten ist. Der Sinn und die Legitimationen der Bündel von Tätigkeiten, Qualifikationen, Identitäten, ihrer organisatorischen Zusammenhänge und Sozialisationsformen sind damit von dem Bezugsrahmen der medienvermittelten Kommunikation her zu rekonstruieren. Ein Verständnis von Kommunikationsarbeit ist dann erst vor dem Hintergrund der Medieninhalte und Medientypen, Kommunikationsziele und -modi zu gewinnen, um die sie sich dreht. Ob Spiele, Produktwerbung oder Informationen, die Konzeption von CD-ROMs, Bearbeitung von E-Mails oder die Moderation in Chatrooms Gegenstand der Tätigkeiten sind, ist entscheidend für die Entschlüsselung der Formen ihrer sozialen Institutionalisierung.

Die systematische Untersuchung der Sinnhorizonte und Geltungskontexte von Kommunikationsberufen bietet dann die Möglichkeit, sie als verstetigte Handlungsmuster im Mediensystem zu begreifen, ohne auf die Folie Journalismus von vornherein angewiesen zu sein. Diese Vorgehensweise schließt selbstverständlich nicht aus, dass manche der „neuen Kommunikationsberufe“ am Ende als Varianten von Journalismus zu betrachten sind. Sie stellt vielmehr Werkzeuge zur Verfügung, um auch andere als publizistische Ziele, Wertbezüge und Rationalitätskriterien innerhalb medialer Kontexte überhaupt erfassen zu können. Sie kann so die Regeln und Ressourcen benennen, die kon-

stitutiv für die Strukturen dieser Arbeit innerhalb oder auch außerhalb von Medienorganisationen sind.

Schließlich eröffnet dieses Vorgehen die Chance, die anvisierten neuen Berufs- und Tätigkeitsfelder in ein Verhältnis zur Entwicklung von Erwerbsarbeit als Folgen allgemeiner gesellschaftlicher Dynamiken – wie Branchenkonvergenzen, Informatisierung, Verflüssigung von Organisationen – zu setzen. Unter diesem Gesichtspunkt sind Kommunikationsberufe dann vielleicht Prototypen neuer institutioneller Strukturen von Erwerbsarbeit.

Literatur

- Altmann, Norbert; Deiß, Manfred; Döhl, Volker; Sauer, Dieter (1986): Ein „Neuer Rationalisierungstyp“. Neue Anforderungen an die Industriesoziologie. In: *Soziale Welt* 37. S. 189 – 207.
- Altmeppen, Klaus-Dieter (1999): Arbeitsmarktentwicklung in Kommunikationsberufen. Zur Klassifikation journalistischer und journalismusnaher Arbeitsmärkte. In: Knoche, Manfred; Siegert, Gabriele (Hrsg.): *Strukturwandel der Medienwirtschaft im Zeitalter digitaler Kommunikation*. München: Fischer. S. 69 – 90.
- Altmeppen, Klaus-Dieter (2000): Online-Medien – Das Ende des Journalismus!? Formen und Folgen der Aus- und Entdifferenzierung des Journalismus. In: Altmeppen, Klaus-Dieter; Bucher, Hans-Jürgen; Löffelholz, Martin (Hrsg.): *Online-Journalismus. Perspektiven für Wissenschaft und Praxis*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. S. 123 – 138.
- Altmeppen, Klaus-Dieter; Bucher, Hans-Jürgen; Löffelholz, Martin (Hrsg.) (2000): *Online-Journalismus. Perspektiven für Wissenschaft und Praxis*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Beck, Ulrich; Brater, Michael; Daheim, Hans-Jürgen (1980): *Soziologie der Arbeit und der Berufe. Grundlagen, Problemfelder, Forschungsergebnisse*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Bentele, Günter (1997): Defizitäre Wahrnehmung: Die Herausforderung der PR an die Kommunikationswissenschaft. In: Bentele, Günter; Haller, Michael: *Aktuelle Entstehung von Öffentlichkeit. Akteure, Strukturen, Veränderungen*. Konstanz: UVK. S.67 – 84.
- Berger, Peter A.; Luckmann, Thomas (1999): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie (The Social Construction of Reality. 1966)*. 16. Aufl. Frankfurt/M.: Fischer.
- Böckelmann, Frank (1993): *Journalismus als Beruf. Bilanz der Kommunikatorforschung im deutschsprachigen Raum von 1945 bis 1990*. Konstanz: UVK.
- Bolte, Karl Martin; Beck, Ulrich; Brater, Michael (1988): Der Berufsbegriff als Instrument soziologischer Analyse. In: Bolte, Karl Martin (Hrsg.): *Mensch, Arbeit und Betrieb. Beiträge zur Berufs- und Arbeitskräfteforschung. Ergebnisse aus dem Sonderforschungsbereich „Theoretische Grundlagen sozialwissenschaftlicher Berufs- und Arbeitskräfteforschung*. Weinheim: VCH. S. 39 – 54.
- CDI Deutsche Private Akademie für Wirtschaft (2000): *CDI-Stellenmarktanalyse 2000*. München: Weber.
- Daheim, Hansjürgen (1970): *Der Beruf in der modernen Gesellschaft. Versuch einer soziologischen Theorie beruflichen Handelns*. 2. Aufl. Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch.
- Daheim, Hansjürgen (1977): *Berufssoziologie*. In: Daheim, Hansjürgen; Lutz, Burkart; Schmidt, Gert; Hoselitz, Bert F. (Hrsg.): *Beruf. Industrie. Sozialer Wandel in unterentwickelten Ländern. (Handbuch der empirischen Sozialforschung. Bd. 8)*. 2. völlig. neubearb. Aufl. Stuttgart: Enke. S. 1 – 100.
- Dernbach, Beatrice (1998): Braucht die Multimedia-Gesellschaft Berufskommunikatoren? In: Dernbach, Beatrice; Rühl, Manfred; Theis-Berglmaier, Anna Maria (Hrsg.): *Publizistik im vernetzten Zeitalter. Berufe – Formen – Strukturen*. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. S. 53 – 67.
- Dostal, Werner (1998): *Multimedia. Entwicklung der Kommunikationsberufe und ihrer Märkte*. In: Dernbach, Beatrice; Rühl, Manfred; Theis-Berglmaier, Anna Maria (Hrsg.): *Publizistik im*

- vernetzten Zeitalter. Berufe – Formen – Strukturen. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 43 – 51.
- Dostal, Werner; Stooß, Friedemann; Troll, Lothar (1998): Beruf – Auflösungstendenzen und erneute Konsolidierung. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, S. 438 – 460.
- Dovifat, Emil (1968) (Hrsg.): Handbuch der Publizistik. Bd 1: Allgemeine Publizistik. Berlin: de Gruyter.
- Engels, Kerstin (2000): Qualifizierung in der professionellen Multimediaproduktion in Hamburg. Eine empirische Bedarfs- und Machbarkeitsstudie. Hamburg (Arbeitspapiere des Hans-Bredow-Instituts Nr. 5).
- European Business School, Stiftungslehrstuhl für Gründungsmanagement und Entrepreneurship (2001): Aktuelle Beschäftigung und Mitarbeiterbedarf bei Internet-/E-Commerce-Gründungen in Deutschland. Diskussionspapier. Oestrich-Winkel.
- Giddens, Anthony (1997): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. (Erschienen erstmals 1984 als „The Constitution of Society. Outline of the Theory of Structuration“). 3. Aufl. Frankfurt, New York: Campus.
- Göhler, Gerhard (1997): Wie verändern sich Institutionen? Revolutionärer und schleichender Institutionenwandel. In: Göhler, Gerhard (Hrsg.): Institutionenwandel. (Leviathan: Zeitschrift für Sozialwissenschaft. Sonderheft) Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 21 – 56.
- Götzenbrucker, Gerit (2000): Transformationsprozesse des Online-Journalismus. Technologische, organisatorische und qualifikatorische Hintergründe. In: Altmeppen, Klaus-Dieter; Bucher, Hans-Jürgen; Löffelholz, Martin (Hrsg.): Online-Journalismus. Perspektiven für Wissenschaft und Praxis. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 49 – 70.
- Hack, Lothar (1994): Industriesoziologie. In: Kerber, Harald; Schmieder, Arnold (Hrsg.): Spezielle Soziologien. Problemfelder, Forschungsbereiche, Anwendungsorientierungen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 40 – 74.
- Hesse, H. A. (1972): Berufe im Wandel. Ein Beitrag zur Soziologie des Berufs, der Berufspolitik und des Berufsrechts. 2. überarb. Aufl. Stuttgart: Enke.
- Hummel, Roman (1998): Ende des Journalismus? Plädoyer für eine umfassende Sichtweise professioneller Kommunikatoren. In: Duchkowitsch, Wolfgang u. a. (Hrsg.): Journalismus als Kultur. Analysen und Essays. Festschrift für Wolfgang R. Langenbucher. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 63 – 71.
- Hummel, Roman (1998): Which Multimedia Jobs? Some Insights from an Austrian Research Project. In: Medien Journal. Heft 1. S. 3 – 12.
- Johnson, Terence J. (1972): Professions and Power. London: Macmillan.
- Kern, Horst; Schumann, Michael (1977): Industriarbeit und Arbeiterbewußtsein: eine empirische Untersuchung über den Einfluß der aktuellen technischen Entwicklung auf die industrielle Arbeit und das Arbeiterbewußtsein. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kühlwetter, Karin (1998): Multimedia. Qualifikationen und Kompetenzen. Düsseldorf: Hans-Böckler-Stiftung (Graue Reihe 143).
- Kunczik, Michael (1988): Journalismus als Beruf. Köln, Wien: Böhlau.
- Langenbucher, Wolfgang (1974/75): Kommunikation als Beruf. Ansätze und Konsequenzen kommunikationswissenschaftlicher Berufsforschung. In: Publizistik 19/20. S. 256 – 277.
- Lepsius, Rainer M. (1990): Ideen, Interessen, Institutionen. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lepsius, Rainer M. (1995): Institutionenanalyse und Institutionenpolitik. In: Nedelmann, Birgitta (Hrsg.): Polititische Institutionen im Wandel. (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft). Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 392 – 403.
- Lepsius, Rainer M. (1997): Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung von Rationalitätskriterien. In: Göhler, Gerhard (Hrsg.): Institutionenwandel. (Leviathan: Zeitschrift für Sozialwissenschaft. Sonderheft) Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 57 – 69.
- Maletzke, Gerhard (1963): Psychologie der Massenkommunikation. Theorie und Systematik. Hamburg: Verlag Hans-Bredow-Institut.
- Mayntz, Renate (1988): Funktionelle Teilsysteme in der Theorie sozialer Differenzierung. In: Mayntz, Renate (Hrsg.): Differenzierung und Verselbständigung. Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme. Frankfurt/M., New York: Campus. S. 11 – 44.

- Mayntz, Renate; Scharpf, Fritz W. (1995): Der Ansatz des akteurzentrierten Institutionalismus. In: *Gesellschaftliche Selbstregelung und politische Steuerung*. Frankfurt/M., New York: Campus. S. 39 – 72.
- Merten, Klaus (1974): Vom Nutzen der Lasswellformel – oder Ideologie in der Kommunikationsforschung. In: *Rundfunk und Fernsehen* 22. S. 143 – 165.
- Michel, Lutz P. (2002): Arbeitsmarkt für „flexible Spezialisten“. Berufsbilder und Qualifikationsanforderungen in der Konvergenzbranche Multimedia (in diesem Heft).
- Millerson, Geoffrey (1964): *The Qualifying Associations. A study in professionalization*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Nedelmann, Birgitta (1995): Gegensätze und Dynamik politischer Institutionen. In: Nedelmann, Birgitta (Hrsg.): *Politische Institutionen im Wandel*. (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft). Opladen: Westdeutscher Verlag S. 15 – 40.
- Neuberger, Christoph (2000): Renaissance oder Niedergang des Journalismus? Ein Forschungsblick zum Online-Journalismus. In: Altmeppen, Klaus-Dieter; Bucher, Hans-Jürgen; Löfholz, Martin (Hrsg.): *Online-Journalismus. Perspektiven für Wissenschaft und Praxis*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. S. 15 – 48.
- Neuloh, Otto (1973): *Arbeits- und Berufssoziologie*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Neverla, Irene (1998): Die verspätete Profession. Journalismus zwischen Berufskultur und Digitalisierung. In: Duchkowitsch, Wolfgang u. a. (Hrsg.): *Journalismus als Kultur. Analysen und Essays. Festschrift für Wolfgang R. Langenbacher*. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. S. 53 – 62.
- Parsons, Talcott (1952): *The Social System*. London: Tavistock.
- Pürer, Heinz (1997): Zwischen Tradition und Wandel: Zum Stand der Kommunikatorforschung in Deutschland. In: Mast, Claudia; Fünfeld, Hermann (Hrsg.): *Massenkommunikation. Ergebnisse und Perspektiven. Festschrift für Gerhard Maletzke*. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 89 – 123.
- Rehberg, Karl-Siegbert (1994): Institutionen als symbolische Ordnungen. Leitfragen und Grundkategorien zur Theorie und Analyse institutioneller Mechanismen. In: Göhler, Gerhard (Hrsg.): *Die Eigenart der Institutionen. Zum Profil politischer Institutionentheorie*. Baden-Baden: Nomos. S. 47 – 48.
- Rehberg, Karl-Siegbert (1997): Institutionenwandel und die Funktionsveränderung des Symbolischen. In: Göhler, Gerhard (Hrsg.): *Institutionenwandel. (Leviathan: Zeitschrift für Sozialwissenschaft. Sonderheft)*. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 94 – 118.
- Requate, Jörg (1995): Journalismus als Beruf. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert. Deutschland im internationalen Vergleich. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Rifkin, Jeremy (2001): Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft. (Erschienen erstmals 1995 als „The End of Work“). Frankfurt a. M.: Fischer.
- Rühl, Manfred (1989): Organisatorischer Journalismus. Tendenzen der Redaktionsforschung. In: Kaase, Max; Schulz, Winfried (Hrsg.): *Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde*. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 252 – 269.
- Saxer, Ulrich (1997): Kommunikationsforschung und Kommunikatoren. Konstitutionsprobleme einer publizistikwissenschaftlichen Teildisziplin. In: Bentele, Günter; Haller, Michael: Aktuelle Entstehung von Öffentlichkeit. Akteure, Strukturen, Veränderungen. Konstanz: UVK. S. 39 – 54.
- Schelsky, Helmut (1972): Die Bedeutung des Beruf in der modernen Gesellschaft. In: Luckmann, Thomas; Sprondel, Walter Michael: *Berufssoziologie*. Köln: Kiepenheuer & Witsch. S. 25 – 35.
- Schimank, Uwe (1994): Organisationssoziologie. In: Kerber, Harald; Schmieder, Arnold (Hrsg.): *Spezielle Soziologien. Problemfelder, Forschungsbereiche, Anwendungsorientierungen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. S. 240 – 254.
- Schneider, Sigrid (1990): Ein Wegweiser durchs Labyrinth. Die hochschulgebundene Journalistenbildung in der Bundesrepublik. In: Weischenberg, Siegfried (Hrsg.): *Journalismus und Kompetenz. Qualifizierung und Rekrutierung für Medienberufe*. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 43 – 70.

- Scholl, Armin; Weischenberg, Siegfried (1998): Journalismus in der Gesellschaft. Theorie, Methodologie und Empirie. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Voß, G. Günter (1994): Berufssoziologie. In: Kerber, Harald; Schmieder, Arnold (Hrsg.): Spezielle Soziologien. Problemfelder, Forschungsbereiche, Anwendungsorientierungen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. S. 128 – 148.
- Weinert, Rainer (1997): Institutionenwandel und Gesellschaftstheorie. Modernisierung, Differenzierung und Neuer Ökonomischer Institutionalismus. In: Göhler, Gerhard (Hrsg.): Institutionenwandel. (Leviathan: Zeitschrift für Sozialwissenschaft. Sonderheft) Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 70 – 93.
- Weischenberg, Siegfried (1990): Das „Prinzip Echternach“. Zur Einführung in das Thema „Journalismus und Kompetenz“. In: Weischenberg, Siegfried (Hrsg.): Journalismus und Kompetenz. Qualifizierung und Rekrutierung für Medienberufe. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 11 – 41.
- Wilensky, Harold L. (1972): Jeder Beruf eine Profession? In: Luckmann, Thomas; Sprondel, Walter Michael: Berufssoziologie. Köln: Kiepenheuer & Witsch. S. 198 – 215.